Neue Bücher

Autor(en): **Falke, Konrad**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 9

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-747853

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Ratte war die reichste Ratte weit und breit. Sie besaß riesige Kellereien, ungeheure Vorräte an Weizen und Obst und Fett und Nüsse und Zucker, kurz, ihr Reichtum war unermeßlich.

Und als die Ratte die weiße Maus geheiratet hatte, gingen sie zu der Maus Vater. Der machte große Augen.

„Herr Schwiegervater, ist es nicht merkwürdig, wie der schwarze Fleck auf dem Pelz meiner Frau schon verblaßt ist?“ Der Vater der weißen Maus nahm ein Vergrößerungsglas, sah hindurch und sagte mit einer Stimme, die ganz ölig war vor Freundlichkeit:

„Ich sehe den Fleck überhaupt nicht mehr!“

Dann ging die Ratte zu den Brüdern, führte sie in ihre Kellereien und vor ihre Vorräte und frug: „Was sagt ihr zu dem Fleck meiner Frau?“

„Er ist verschwunden!“ erklärten die Brüder bestimmt.

Und die Schwestern sagten, man hätte den Fleck überhaupt kaum je bemerkt. Sie aßen und tranken alle auf der Ratte Kosten und holten sich aus ihren Vorräten, was sie brauchten. Auch erzählten sie jedem, der es hören wollte, von der reichen Heirat ihrer Jüngsten.

Da strich sich die Ratte zufrieden den Schnurrbart und gab eine große Gesellschaft mit allen Herrlichkeiten, die sich Mäuse nur wünschen können.

Sie frug jeden Eingeladenen im geheimen: „Was sagen Sie zum Fleck meiner Frau?“ Und jeder einzelne antwortete: „Was für einen Fleck meinen Sie? Ihre Gemahlin besitzt den entzückendsten weißen Pelz, den man sehen kann!“

Da ging die weiße Maus wieder fröhlich herum unter den andern weißen Mäusen und vergaß zuletzt selbst, daß sie einmal einen schwarzen Fleck auf ihrem feinen Pelz gehabt hatte!

Lisa Wenger-Ruutz, Basel.

Neue Bücher.

Von **Konrad Falke** (Zürich).

In einer verlorenen Ecke meiner Bibliothek stehen die Jugendschriften, die mir einst die Wangen röteten, wenn der Tomahawk geschwungen und die Skalpe abgerissen wurden. Ich kehre heute nicht mehr in die gute, alte Indianerzeit zurück; aber ich will aus dem aufgestapelten Lesestoff meiner ersten Schuljahre ein Buch herausgreifen, das damals das Entzücken nicht nur meiner Phantasie, sondern auch meines

Herzens war und das für immer meine Dankbarkeit verdient. Das Titelblatt kündet in ausführlicher Weise den Inhalt: „Elfenreigen. Deutsche und nordische Märchen aus dem Reiche der Riesen und Zwerge, der Elfen, Nixen und Kobolde. Der Jugendwelt, vornehmlich deutschen Töchtern, gewidmet von Villamaria". (Leipzig, Otto Spamer.)

Wenn der Leser stutzen sollte, so sei er versichert: niemand kann von größerer Abneigung gegen „höhere Töchter-Literatur" erfüllt sein als ich. Aber hier hat nicht nur eine biedere Pädagogin im alten Sagenschatz herumgewühlt: eine echte Dichterin war am Werk, hat die Motive in einer oft ergreifenden Sprache des Herzens auszugestalten und in die Sphäre wahrer Kunst zu erheben gewußt. Das Buch ist 1867 zum erstenmal herausgekommen und liegt heute in etwa siebenter Auflage vor; ich weiß es nicht genau, da der Verlag meiner Bitte um ein Rezensionsexemplar nicht zu entsprechen geruhte; das soll mich aber nicht hindern, von ihm endlich einmal laut Zeugnis abzulegen als von einem Werke, das mir nach Form und Inhalt noch immer genießbar erscheint. Ich glaube, es gibt wenige Bücher, die einen mit dreißig Jahren ebenso sehr entzücken wie mit zehn; das aber tut Villamarias „Elfenreigen", sobald man sich sagt, daß man jetzt keine Dissonanzen hören, sondern noch einmal die Träume der Kindheit über ein in geheimnisvoller Ferne liegendes, durch keine Erfahrung getrübtes Leben kosten will. Die sanfte Schwermut einer edlen Frauenseele wandelt leisen Schrittes durch diese Blätter; wüßte ich nicht, daß die Dichterin längst in der Erde ruht, ich würde einmal nach Berlin reisen, nur um ihr meinen Dank auszusprechen. Villamaria ist ein Pseudonym: ihr wahrer Name wird immer der seelische Klang sein, den ihre milden, nicht mit neuer, aber mit gütiger Schönheit gesättigten Worte im Leser zurücklassen.

Von allen Büchern der Welt, lange vor den Klassikern, hat dieses Buch, mit seinen dem jugendlich-romantischen Sinn so sehr entsprechenden Illustrationen, zuerst meiner Phantasie im Überfluß gegeben, was man nachher in der Wirklichkeit nur mit Mühe findet: Poesie. Wenn es mir je gelingen sollte, aus den Erzschächten des Lebens etwas heraufzuholen, das ein nachsichtiges Urteil für Gold halten könnte, so bin ich mir bewußt, daß die Sehnsucht nach diesem Gold in jenen Abendstunden erwachte, da meine Mutter mir Abc-Schützen aus Villamarias „Elfenreigen" vorlas. Ihr Mütter, die ihr stille, in sich gekehrte, träumerische Kinder habt, legt ihnen — und euch! — dieses Buch auf den Weihnachtstisch . . .

* * *

Ich habe von Jugendschriften gesprochen. Tollere innere und äußere Schicksale kennen aber die verwegensten jener erfundenen Bücher nicht,

als sie von einem Menschen gelebt wurden, der jetzt durch eine im Insel-Verlag herausgekommene Biographie auch den Ländern deutscher Zunge bekannt gemacht wird. Arthur Rimbaud, 1854 zu Charleville geboren, 1891 zu Marseille gestorben, dichtete bis zu seinem neunzehnten Jahre in Worten wunderbare Visionen, dann, von aller Kunst als einem Leben aus zweiter Hand angewidert, in Taten ein Dasein, das ihn durch Europa und Afrika trieb, bis er zusammenbrach.

Stefan Zweig hat zu dem Buch eine vorzügliche Einleitung geschrieben; von K. L. Ammer rührt die ausführliche Lebensbeschreibung und die teilweise vollendete Übertragung vieler beigegebenen Dichtungen Rimbauds her. Rimbaud, einer der allererstaunlichsten Typen nicht nur der französischen Literatur, steht als ein seltsamer Zwittermensch vor uns: eine dekadente Seele, die aus Sehnsucht nach neuen Gefühlserlebnissen in der Phantasie die tollsten Kombinationen der Werte verschiedener Sinnesgebiete anstellt und eine Zeitlang mit dem schwächlich hindämmernden Verlaine eine exaltierte Freundschaft unterhält; ein robuster Körper, eine Konquistadorennatur, die sich zuletzt von dem Literaten Verlaine (und überhaupt von aller Literatur) durch einen Stockhieb über den Kopf brutal losreißt und nach südlichen Ländern zieht, deren Wunder die dichterischen Visionen der Jünglingsjahre vorausgeahnt hatten. Rimbaud gehört zu jenen Unersättlichen, denen, wie Goethe von Günther sagt, ihr Leben wie ihr Dichten zerrann, die, ähnlich wie Wilhelm Waiblinger im ersten Viertel des verflossenen Jahrhunderts von einem unbezähmbaren Trieb in die Weite gepeitscht, zu Erdenpilgern werden, die erst im Tod Erlösung finden.

Arthur Rimbaud, soweit er noch heute unser Interesse zu erwecken vermag, ist der Prototyp dessen, was wir einen „Ästheten" nennen: die moralische Wertung der Dinge, zu der uns im Grunde nichts als die Tradition verpflichtet, wirft er mit dieser weg und ersetzt sie durch eine rein künstlerische. Er löst die hergebrachten Vorstellungsbahnen, in denen sich für uns die Erscheinungen der Welt bewegen, und läßt diese sozusagen statt eines braven Gänsemarschs einen wilden Ringeltanz aufführen, wie in dem erstaunlichen, ja überwältigenden Gedicht „Le bateau ivre" (das trunkene Schiff); er hat entsprechend für die sinnlichen Nuancen im Material der Sprache eine dermaßen subtile Empfindung, daß er in einem berühmten, „Die Vokale" betitelten Sonett A schwarz, E weiß, I rot, O blau und U grün nennen kann. Er ist einer von jenen großen Neugierigen, die den bunten Fächer des Lebens voll zu entfalten wissen, die Bildersprache darauf mit fiebernder Seele lesend . . .

* * *

Ebenfalls im Insel-Verlag sind Ausgewählte Dichtungen von Paul Verlaine und Charles Baudelaire erschienen. Der

jung verstorbene Graf Wolf von Kalckreuth hat sie übersetzt, nicht schlecht, aber doch selten so gut, daß man nicht Sehnsucht nach dem französischen Original bekäme und, wenn man es zur Hand nimmt, sich eines bedeutenden Abstandes bewußt würde. Ein ganz hervorragendes Übersetzungstalent bekundet sich dagegen in Gisela Etzel, die die Gedichte von Oskar Wilde, darunter den farbenglühenden Hymnus auf die Sphinx, der deutschen Sprache dauernd erobert hat.

Als ein höchst merkwürdiges Opus erweist sich „Das Buch Joram" von Rudolf Borchardt, das ganz im Stile der Bibel mit Kapitel- und numerierter Verseinteilung geschrieben ist. Daß das auf diese Weise behandelte Motiv der Unfruchtbarkeit eindringlicher zur Darstellung gelange, möchte ich nicht behaupten; vielmehr fühlt man sich durch eine solche Maskerade mehr genarrt als gefördert, falls man nicht von vornherein auf dem in einem Nachwort erläuterten Standpunkt des Autors steht. Nicht ohne Prätention setzt Borchardt auseinander, daß es nur wenige klassische Stilarten gebe, deren man sich daher notgedrungen zu bedienen habe, falls es einem mit der Kunst ernst sei. Nach dem stilistischen Saltomortale des nur zweiundvierzig Seiten zählenden Textes die gewundene theoretische Bankerotterklärung aller persönlichen Ausdrucksweise! Aber gerade jene klassischen Stilarten sind auch nicht aus der Nachäffung bereits vorhandener Muster, sondern aus eigenster Kraftfülle hervorgegangen, einer Kraftfülle, die freilich den Modernen immer mehr fehlt. Borchardts Buch ist von symptomatischem Wert, als eine höchst sonderbare Erscheinung auf dem Gebiete des Ästhetischen; wie ethische Anarchisten zuletzt immer noch der katholischen Kirche anheimgefallen sind, so wird hier zu einer Art Rechtgläubigkeit in der Form aufgerufen, aus der der Katzenjammer spricht, der auf die stilistischen Orgien in der allerneuesten Literatur notwendig folgen mußte. Kaum hat der Naturalismus ausgetobt, so beginnt in dem ewigen Wechsel die Flucht in eben jene „Literatur", von der vor einem Menschenalter ein Rimbaud sich so rücksichtslos zu befreien suchte.

Ein weit erfreulicheres Schauspiel als das künstliche Altwerden eines Jungen gewährt das natürliche Jungwerden eines Alten. Der 1536 erst fünfundzwanzigjährig verstorbene holländische Humanist Johannes Secundus (Jan Nicolai Everaerts) ist in einem „Die Küsse und die feierlichen Elegien" betitelten Büchlein durch die vollendete Übersetzungskunst Franz Bleis aus der lateinischen Zeitverkleidung heraus der deutschen Literatur zurückgewonnen worden. Der alte Poet, den Goethe in an Frau von Stein gesandten Versen den „großen, heiligen Küsser" nennt, bewegt sich mit freier Natürlichkeit im Gebiet des Sinnlichen, das er bisweilen wunderbar zu durchgeistigen weiß, singt bald naiv-schalkhaft, bald philosophisch-tiefsinnig vom Glück der Liebe

und preist nach zornigen Anreden an eine unwürdige Geliebte das selige Sichverlieren in der ewig frischen Natur.

Bei dieser Gelegenheit sei an das so überaus geistvolle Buch Stendhals „Über die Liebe“ erinnert, das bei Eugen Diederichs in Jena in sehr guter Übersetzung herausgekommen ist. Eine der Hauptquellen, aus denen der französische Verfasser seine psychologischen Einsichten schöpfte, die „Novellen des Cervantes“ sind soeben in einer flüssigen Verdeutschung von Konrad Thorer im Insel-Verlag erschienen, der gleichzeitig die in der Form stark archaistisch gehaltenen „Italienischen Novellen“, von Paul Ernst aus den Werken verschiedener alter Autoren zusammengestellt, in zweiter Auflage herausgibt. Das sind keine Jugendbücher, wohl aber Bücher ewiger Jugend, und sie sind nicht für das „reifere“, sondern für das reife Alter geschrieben.

Wer gern etwas Theoretisches liest, dem sei Albert Dresdners bei Diederichs veröffentlichtes Werklein „Ibsen als Norweger und Europäer“ empfohlen, eine Schrift, die auf ihren hundert Seiten das Beste, Einsichtigste und Gerechteste über den großen Norweger sagt, was bis jetzt über ihn gesagt worden ist.

Nur mit großem Gewinn wird man sich auch in des Dänen Kierkegaard „Entweder — Oder“ vertiefen, das in guter Übersetzung eben bei Fr. Richter (Dresden und Leipzig) in dritter Auflage erscheint und neben vielen andern hochbedeutsamen Aufsätzen in einer Studie über das Musikalisch-Erotische eine eben so feurige als begründete Verherrlichung von Mozarts „Don Juan“ enthält.

Endlich bringt der Verlag Bellmann in Prag ein hochvornehm illustriertes und ausgestattetes Sonettenbuch „Vom goldenen Kragen“ heraus, in dem der auch als erfolgreicher Lustspieldichter bekannte Friedrich Adler mit den Pfeilen seines Witzes allem Schein und Scheinwesen in der Welt auf den Leib rückt.

Der Tod sang mir sein Lied.

Eine Phantasie.

Der Tod sang mir sein Lied. — In lautlos zager Stille, da jeder Hauch den zarten Atem schüchtern niederhält, vom Tage nichts geblieben war als schwacher Nachhall eines Schmerzenswortes — als selbst zum Leiderkennen noch zu matt die Seele — da sang der Tod sein Werbelied um mich.

Noch klang kein Ton mir so vertraut, so süß verlockte mich das